



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Aesthetische Streifzüge.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hinter der freien Hand verbirgt, wie bei Hrn. v. Manteuffel in der orientalischen Frage. Wir können uns mit der Politik des Hrn. von Schleinitz nicht befreunden, entweder gegen Frankreich im Interesse des gefährdeten Gleichgewichts oder aufrichtig neutral, man hat zu viel oder zu wenig gethan und deshalb nichts erreicht. Es ist hohe Zeit, daß die preussische Regierung in den europäischen Verhältnissen handelnd auftrete, damit nicht ihre Gegner mit der Behauptung Recht bekommen, daß die Liberalen keine auswärtige Politik zu treiben wüßten. Das preussische Volk würde die großen Lasten der Erhöhung des Militärbudgets auf sich nehmen, aber es darf nicht geschehen, damit nur so viele Tausende mehr auf der Parade erscheinen.

M.

Ästhetische Streifzüge.

Es wird wohl noch einige Zeit dauern, bis die durch das Schillerfest hervorgebrachte Strömung wieder in das natürliche Bett zurückkehrt. Für die unbefangene Würdigung Schillers ist diese Strömung eher nachtheilich als förderlich gewesen. Da im allgemeinen Bewußtsein fest stand, Schiller sei das Ideal der Poesie und allenfalls das der deutschen Nationalität überhaupt gewesen, und da man in jeder auch der beschränktesten Localität für nöthig erachtete, diesem Bewußtsein neuen Ausdruck zu geben, so war es ganz natürlich, daß jeder Sprecher sein eigenes Ideal ausmalte und dieses mit dem großen Namen Schillers taufte. So ist es nicht selten vorgekommen, daß man gerade solche Eigenschaften als rühmlich für Schiller bezeichnete, die er am wenigsten besaß. Uebrigens geschieht das in jedem größern Volksfest und wird im natürlichen Lauf der Zeit wieder berichtigt. Vorläufig führt uns der Buchhandel noch immer die Spuren der alten Strömung zu. Die Schillerfeier der alten und neuen Welt (Leipzig, Vork) gibt ein Résumé aller Festlichkeiten jenes Tages, noch weiter geht das Schillerdenkmal (Berlin, Riegel, Volksausgabe erste Lieferung), welches alle Reden jener Tage oder wenigstens die merkwürdigsten zusammenzustellen gedenkt. Director Löschin in Danzig hat „Mittheilungen aus der Bildungsgeschichte Goethes und Schillers“ gegeben, Märker in Berlin den 10. Nov. lyrisch verherrlicht und Rießer in Hamburg eine Festrede gehalten, die bereits in 2. Auflage

erscheint. — Von allen diesen Neuigkeiten heben wir nur zwei hervor, die auf die Sache eingehn.

In der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften hat Professor Drobisch am 12. Dec. 1859 einen Vortrag gehalten, der sich hauptsächlich über Schiller's philosophische Arbeiten verbreitet und wenigstens theilweise gegen Kuno Fischer polemisirt. Beide Gelehrte, die hier als Fachmänner wol gehört werden müssen, stimmen darin überein, daß diese Arbeiten für die Philosophie der Geschichte von Wichtigkeit sind, sie weichen aber darin von einander ab, daß Fischer behauptet, Schiller sei in seiner ästhetisch-moralischen Entwicklung allmählig von dem Princip Kant's zu dem Princip Goethes übergegangen; während Drobisch nachzuweisen sucht, er habe Goethe gegenüber in der Hauptsache stets am Kantischen Princip festgehalten. — Beiden ist ein factischer Irrthum begegnet. Fischer, der sich bemüht in Schiller's philosophischer Entwicklung einen stetigen Fortschritt zu finden, hat einen Körner'schen Brief, den Schiller mit Verwunderung und entschiedener Opposition in die *Thalia* aufnahm, Schiller beigelegt, und daran Folgerungen geknüpft, die natürlich mit dieser Voraussetzung fallen müssen. Der Irrthum von Drobisch ist freilich nicht so stark, aber er ist doch auch nicht unwesentlich. Um nämlich nachzuweisen, daß Schiller den Kant'schen Glauben auch nach den „ästhetischen Briefen“ fest hielt, führt er S. 187 die Abhandlung „über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“ an. In dieser Abhandlung wird freilich der Kantische Glaube viel stärker betont als in den ästhetischen Briefen, ja fast noch stärker als in „Anmuth und Würde“. Aber sie ist nicht nach, sondern vor den ästhetischen Briefen geschrieben; sie ist zwar erst Nov. 1795 gedruckt, aber bereits in Schwaben Oct. 1793 geschrieben: ein Umstand, den Schiller ausdrücklich gegen Körner anführt, um sich wegen der Vorwürfe desselben gegen diesen Aufsatz zu entschuldigen. — Um die Frage selbst zu entscheiden, muß man sich nicht auf die philosophischen Abhandlungen beschränken, sondern auch die Gedichte und Briefe ins Auge fassen, die Schiller namentlich seit 1797 viel mehr interessirten als alles was er in Prosa schrieb. Von diesem Standpunkt aus können wir nicht umhin, entschieden auf Fischer's Seite zu treten. Goethe ist durchaus kein Polemiker; wenn sein Freund mit einer gewissen Heftigkeit eine Ansicht vertritt, so schweigt er still, aber nicht weil er überzeugt wäre, sondern er wartet nur die richtige Stimmung ab, um mit der entgegengesetzten Ansicht offen hervorzutreten. Nachdem sich Schiller zuerst über den Wilhelm Meister mit einer unbedingten Begeisterung ausgesprochen und das Kunstwerk als solches ohne alle Beimischung sittlicher Gedanken für das Höchste erklärt, läßt er sich allmählig zu der Idee steigern, das Genie beruhe auf dem Bewußtlosen, worauf denn Goethe den letzten Trumpf ausspielt, daß er noch weiter gehe, und daß alles, was das Genie

als solches thue, bewußtlos geschehe. — Diese Umwandlung der Gesinnungen bezieht sich nicht bloß auf die Theorie; wie sehr sie auch auf seine Praxis eingewirkt, zeigen die Correspondenzen mit Humboldt und namentlich mit Körner, in denen er mit immer größerer Schroffheit die Goetheschen Glaubenssätze vertritt. Freilich kann eine Wiedergeburt des Glaubens die Natur eines Menschen nicht verwandeln, und insofern hat Drobisch vollkommen Recht, daß später wie früher zwischen dem Schaffen der beiden Dichter ein durchgreifender Gegensatz bestand. Betrachten wir die Art und Weise, wie auf der einen Seite der Werther, der Götz, der Fischer u. s. w., wie auf der andern der Wallenstein, Don Carlos, die Künstler u. s. w. entstanden, so werden wir es sehr begreiflich finden, daß insgeheim Goethe stets die Natur, Schiller stets die Freiheit als seine Muse verehrte; denn Goethe beschränkte sich darauf, was ihm im Innern oder von Draußen erklang, mit möglichst geringer Anstrengung zu fixiren, während Schiller von einem ganz unklaren Gefühl ausgehend, mit großartigen Blicken einen Bau gleichsam a priori ausführte.

In der Heidelberger Diensttagsgesellschaft, die, wie wir erfahren, hauptsächlich aus Theologen besteht, hat ein ungenannter Professor den 8. Nov. 1859 zur Schillerfeier einen Vortrag gehalten, der hauptsächlich darauf ausgeht, Schillers Christenthum zu retten. Das Bestreben ist nicht so neu, als der Verfasser sich vorstellt, Schillers Biographie von Gustav Schwab hat keinen andern Zweck als nachzuweisen, daß der Dichter ein guter Christ gewesen sei. Beide wackere Männer verstehen im Grunde das Wort wie Lessings Klosterbruder, wenn er Nathan zuruft: ihr seid ein Christ! d. h. ein vortrefflicher, herrlicher Mensch. Dagegen wäre nun nichts zu sagen und man könnte sogar noch weiter gehn, wenn man historisch verfährt, und die moderne Bildung seit dem siebenten Jahrhundert in eine christliche, mohamedanische, jüdische, buddhistische u. s. w. sondert. In dieser Weise sind wir alle Christen, weil unsere Bildung auf christlicher Basis steht, so keckerisch wir uns auch gegen dieselbe verhalten mögen. Eine spätere Nachwelt wird sich in der That so ausdrücken, denn man bezeichnet ja auch Homer, Hesiod, Sokrates, Aristophanes mit dem gemeinsamen Namen Heiden, obgleich sie in ihren Ideen doch wohl noch weiter auseinander gingen, als Hengstenberg und Feuerbach. Vorläufig aber hat man mit jener Bezeichnung etwas anderes im Sinn: man bezeichnet damit entweder die Stärke, in der sich der specifisch christliche Geist unbewußt in einer Seele ausprägt, oder das bewußte Verhalten zu dieser historischen Erscheinung. Was das erste betrifft, so kann seit der Trennung der beiden Confessionen nicht mehr von einem abstract christlichen Geist, sondern nur von den speciellen Formen desselben die Rede sein. Wenn also der Verfasser den Umstand, daß Schiller in der Maria Stuart sowohl die prote-

stantische als katholische Frömmigkeit meisterhaft geschildert habe (was beiläufig nicht wahr ist) als Beleg für Schillers Religiosität anführt, so hätte er grade das Gegentheil daraus herleiten sollen: denn wer sich mit gleicher Liebe in widersprechende religiöse Gefühle versetzen kann, der gehört keinen von ihnen an. Schiller hat eben die Religion in den Balladen, Elegien und theilweise auch in den Tragödien, namentlich in der Braut von Messina, nur als poetisches Costüm benutzt. — Wenn er aber reflectirte, so empfand er zu allen Zeiten gegen das, was man damals Christenthum nannte, entweder Abneigung, weil es seinen poetischen Lebensidealen widersprach, oder Gleichgiltigkeit, weil es seiner Bildung ganz fern lag. Auch der Brief an Zelter, der keineswegs so unbemerkt geblieben ist wie der Verfasser meint, zeigt nur, daß Schiller damals unter dem Einfluß der romantischen Schule gelegentlich auch wol den Einsall haben konnte, durch Verbindung der Kirche mit den Künsten einen neuen Cultus hervorzubringen. Wenn Schiller am weitesten ging in seiner Anerkennung des Christenthums, so war es dasjenige Christenthum, welches Kant in seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ darstellt und, wohl gemerkt, auch dieses nur, insofern es durch Kant veredelt war. — Die neue Auslegung der Götter Griechenlands, die übrigens nicht so neu ist als der Verfasser glaubt, widerlegt doch nicht im geringsten die Wahrheit, daß damals Schillers poetischer Empfindung das Christenthum widerstrebte. Uebrigens ist die Vergleichung des Christlichen und griechischen „Todes“ keine „Sophistik des Poeten“, sondern nur eine Bearbeitung der Lessingschen Abhandlung „wie die Alten den Tod gebildet.“ — Daß der Verfasser die Aussage eines Mitschülers aus der Carlsschule, Schiller sei ein guter Christ gewesen, aber nicht sehr reinlich, als Beleg für Schillers Christenthum anführt, ist doch wol nur scherzhaft gemeint. — Es ist in all solchen Definitionen viel Wortstreit, und man thut gut daran, sich zu erinnern, daß sie immer nur eine relative Geltung haben: Wenn der Verfasser behauptet, Schiller sei ein Nationaldichter der Deutschen, die Deutschen seien ein religiöses Volk, also müsse auch Schiller religiös gewesen sein, so vergißt er dabei, daß man von den Deutschen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der Regel das Gegentheil behauptet, nämlich daß sie ganz und gar nicht religiös gewesen seien. In der Reihe der großen Denker und Dichter jener Zeit, von denen zu den Christen im heutigen Sinn, d. h. zu den biblisch Rechtgläubigen kein einziger gehörte, auch Jakobi, Haman und Lavater nicht — würde Schiller etwa, um den heutigen Ausdruck zu gebrauchen, im linken Centrum stehen. Er ist z. B. weniger christlich als Lessing, da dieser, so leidenschaftlich er zuweilen über das Christenthum sprach, sich doch beständig über das Christenthum Gedanken machte. Dagegen steht er dem Christenthum weniger fern als Goethe, weil er Deist war und Goethe Pantheist. Aber auch das ist

wieder relativ, denn Erfahrungen in der Geschichte des christlichen Bewußtseins hatte Goethe viel mehr gemacht.

Von dem 100jährigen Geburtstag Schillers wenden wir uns zum 90jährigen Arndts, dessen gesammelte Gedichte soeben in Berlin bei Weidmann erschienen sind. Zehn Jahre Unterschied, und eine ganz andere Culturwelt tritt uns entgegen. Hier ist wirklich eine echte und tiefe Religiosität vorhanden, eine Religiosität, die nicht ganz mit dem lutherischen Katechismus zusammenfällt, aber doch in der Hauptsache deutsch protestantisch christlich ist. Der Gott, der in Arndts Gedichten gefeiert wird, ist nicht mehr bloß der constitutionelle König des Himmels, wie ihn der Deismus beschreibt, sondern ein starker, lebendiger Gott, von dem man ein beständiges Eingreifen in die menschlichen Angelegenheiten voraussetzt. Man hat Schiller nicht bloß zu einem Christen, sondern auch zu einem deutschen Patrioten machen wollen, und einer von seinen ungeschickten Verehrern hat als Beleg die Briefstelle angeführt: „die Liebe zum Vaterlande ist mächtig in mir geworden“; dabei aber übersehen, daß dies Vaterland nicht Deutschland, sondern Württemberg war, und daß dies Vaterlandsgefühl auf einer Reise von Jena nach Stuttgart herauskam. Bei Arndt dagegen ist das Vaterland der Mittelpunkt aller Gedanken und Empfindungen. Die starke Vaterlandsliebe ist nicht immer das Zeichen politischer Gesundheit, so wie es nicht ein Zeichen physischer Gesundheit ist, wenn man seinen Körper fühlt; sie regt sich am stärksten bei bedrohten, unglücklichen, unterjochten Völkern. Daß man also 1807 lebhafter an das Vaterland dachte, als 1770, läßt sich leicht begreifen. Zudem haben Goethe, Schiller und die übrigen Kosmopoliten das Beste dazu gethan, den Deutschen ihr Vaterland werth zu machen, und dadurch indirect die patriotische Periode vorbereitet. Indessen würde es auch sehr unrichtig sein, wenn man jenen Satz umkehren, und in der Abwesenheit des Nationalgefühls ein Zeichen der Gesundheit sehen wollte.

Arndt gehört zu jenen Dichtern, deren wahrhaft schöpferische Kraft sich auf einen bestimmten Zeitraum beschränkt. Einige von diesen Dichtern haben das bestimmte Gefühl davon und hören dann zu dichten auf, wie z. B. Uhland; bei Arndt war das nicht der Fall. Einige seiner Lieder, diejenigen, die sich auf die Freiheitskriege beziehen, gehören zu den schönsten, die in deutscher Sprache gesungen sind, und werden voraussichtlich nicht früher untergehn, als diese Sprache selbst. Was aber die übrigen Lieder betrifft — und die Zahl ist ziemlich groß — so ist der Abstand ganz unglaublich. Von ursprünglicher poetischer Lebenskraft ist fast keine Spur darin, und selbst in der Classe der Nachahmungen gehören sie keineswegs in den ersten Rang; für die Geschichte seiner Bildung sind sie immerhin von Wichtigkeit.

Ueber einen neuen plattdeutschen Dichter John Brinkmann (Bagel

Grip, Güstrow, Dpiß) lassen wir einen competentern Richter urtheilen, Claus Groth im Altonaer Merkur nennt diese Sammlung das bedeutendste, was in neuerer Zeit in plattdeutscher Sprache erschienen ist. Ein norddeutsches Dorfleben entfaltet sich in seiner ganzen Eigenthümlichkeit mit allen Figuren, die dazu gehören, in der vollsten Gesundheit, in der bunten Mannigfaltigkeit aller Jahreszeiten. Freilich ist es schwerer, im Alltäglichen das Ideale zu finden, es geht damit wie mit dem Gefühle der Heimat: erst die Entfernung wirft den duftigen Schleier darüber, der alles poetisch verklärt. Brinckmann ist weit herumgekommen, er hat Amerika gesehen und dort gelernt, welch ein Schatz für Herz und Gemüth selbst im engsten deutschen Familien- und Gemeindeband steckt. Das Einleitungsgedicht spricht rührend und herzlich das deutsche Heimweh aus, erzählt, wie er im Hafen von Halifax ein Schiffchen mit der Rostocker Flagge sieht (einen Greifen, daher der Titel des Buchs) und ihn die Sehnsucht nach Hause überkommt. — Zum Theil sind die Lieder dem Munde des Volks entnommen, von einzelnen Wendungen gar, ganz und fertig aus der Volkssprache genommen, stecken fast alle Gedichte voll, und manche, die man sonst nicht eben formvollendet nennen möchte, werden interessant als ein Depositorium dessen, was im Volke als sein Geist umgeht, in seiner Sprache als dessen Körper sich niedergesetzt hat. Jedes solche Wort ist sicher in seiner Zeichnung, anschaulich und voll Leben. — Brinckmanns Gedichte sind eine neue Fundgrube für den Reichthum der plattdeutschen Sprache. Auf jeder Seite wird selbst der Kenner auf neue Vocabeln und neue Wendungen stoßen. Als ginge man botanisiren in einem neuen Gebiet, jeden Augenblick eine neue Blume und doch nur die verkappte Gestalt einer bekannten, aber auch diese werden mit neu, der ganze Duft von Wald und Wiese mit ihrer Herrlichkeit wird noch einmal wieder frühlingssfrisch. — Den eigenthümlichen Vorzug der mecklenburgischen Mundart haben wir erst hier erkannt: der Mecklenburger kann kosen wie kein andre Plattdeutscher. Das kommt besonders von seiner Diminutivform auf ing. — Es ist etwas Geheimnißvolles um Geist und Leben einer Sprache, sie leben und sprechen für sich, sie reden und sprechen dem Dichter über die Schulter. In allen diesen Gedichten redet fast immer ein ernsthafter, schweigsamer, humoristischer Mann mit. So spricht in der allemannischen Mundart Hebel's immer ein kindliches Wesen, in Grubel's nürnberg'schen Gedichten ein kluger praktischer Bürger. Das ist der Sprachgeist, der Volksgeist, wie er sich in einem frei gewachsenen Sprachstamm, der nicht fremden etwa gelehrten und andern Interessen gedient hat, abspiegelt. Vergeblich würde ein Plattdeutscher sich abmühen, zu scherzen und zu kosen wie Hebel, kein Altemanne aber wäre im Stande, mit dem trocknen Humor oder der tief ergreifenden Wortfargheit zu schildern wie Brinckmann.

Die Gedichte von Gisbert Freiherrn Vincke (Berlin, Riegel) ver-

rathen eine große Formgewandtheit und ein gesundes politisches Gefühl. — Wir gehen zum Roman über, in dem wir auch diesmal durchweg weibliche Hände anzuführen haben. — Von den ausgewählten Werken Fernan Caballeros, übersetzt von Lemcke (dem sich für die spätern Lieferungen noch F. Wolf und L. Clarus anschließen werden), sind zwei neue Bände erschienen: die Familie Alvaredo und kleine Erzählungen. (Paderborn, Schöningh). Der Uebersetzer hat, wie wir es schon früher als nothwendig dargestellt, diesmal wörtlich übersetzt. Im Uebrigen können wir uns auf unsere frühere Kritik beziehen; die beiden Bände kommen zwar der „Möve“ an Interesse nicht gleich, enthalten aber doch viel anziehende und charakteristische Bilder. — Zwei neue Romane von Fanny Lewald („das Mädchen von Gela“, 2 Bd. Berlin, Janke) und Elise Polko („Faustina Hase“, 2 Bd. Leipzig, Schlicke) gehören zu dem besten was diese beiden Damen geschrieben haben. Namentlich sticht der neue musikalische Roman von Elise Polko sehr vortheilhaft gegen ihre früheren ab. Beiden hat eine Figur von G. Sand vorgeschwebt: das Mädchen von Gela erinnert an die petite Fadette, Faustina an Consuelo. Es soll damit kein Tadel ausgesprochen sein; denn nur die allgemeine Klangfarbe und Stimmung ist beibehalten, wahrscheinlich sogar unbewußt, im übrigen sind die Figuren frei componirt. Was die Form betrifft, so geben wir Fanny Lewald entschieden den Vorzug; sie ist in der Sprache sehr einfach und weiß sie doch, wo es darauf ankommt, zu großer Kraft zu erheben; namentlich im ersten Bande, der überhaupt bei weitem der bessere ist. In den Mitteln ist sie sehr bescheiden, die Zahl der Figuren ist gering, aber jede von ihnen deutlich und bestimmt, die Composition des Ganzen durchsichtig und zweckmäßig. Elise Polkos Sprache hat immer noch hin und wieder etwas Verschwommenes, und die große Zahl von Figuren, die sie in Scene setzt, ist auch darum unbequem, weil sie eine entschiedene Familienähnlichkeit untereinander haben, und schwer zu unterscheiden sind. — Der sittliche Eindruck beider Romane hat etwas Peinigendes. Wir wollen von den Liebeshändeln absehn, in welche Faustina in Italien verwickelt wird, obgleich man sich unwillkürlich an die bezaubernde Frische erinnert, mit welcher G. Sand solche Dinge darstellt; aber ihr Ehebelen geht über die Grenzen des Angenehmen und Nützlichen hinaus. Daß es einer Frau von Geist und Temperament zuletzt sehr langweilig werden muß, wenn der Herr Gemahl sich immer auf Knieen mit ihr unterhält, ist sehr begreiflich; daß er, als sie sich öffentlich als königliche Maitresse ankündigt, dem Dinge aus dem Wege geht und eine mehrjährige Reise nach Italien macht, finden wir sehr verständig; daß ihm bei der Gelegenheit ein wenig das Herz bricht, thut uns leid; daß sie ihn wiederkommen läßt, als sie des königlichen Galans überdrüssig wird, und daß er sich sofort wieder einstellt — nun es kommen im Theater manche sonderbare Dinge vor! Daß man an all diesen

Geschichten in Dresden kein Arg findet und die göttliche Faustina immer sehr honorirt — warum nicht? wir leben ja im Zeitalter der Auguste! — Aber wozu das alles? Sollte das ganze bloß eine historische Schilderung sein, dann wäre eine größere historische Strenge zu wünschen gewesen; eine psychologische Studie, dann wäre ein gründlicheres Eingehen auf die Seelenbewegungen nothwendig. Im übrigen ist der einzige Ton, der sich für dergleichen Begebenheiten ziemt, der ausgelassene übermüthige Humor. Es gehen in der Welt viel wunderliche Dinge vor, und sie geht deshalb doch nicht unter, und sie ist deshalb doch keine schlechte Welt! Wenn der Leser in diese Stimmung versetzt wird, läßt er sich viel gefallen. Freilich wird es einer Frau schwer werden, diesen Ton anzuschlagen, aber warum läßt sie sich dann in dergleichen ein? Solche Zustände mit Gefühl, Seelenerhebung, Empfindungstiefe u. dgl. ausgestattet, ist mehr als man erträgt. — Der Fehler des andern Romans liegt nach einer ganz andern Seite hin. Fanny Lewald geht von den strengsten sittlichen Motiven aus, und wenn man an ihrer Heldin etwas tadeln muß, so ist es nur, daß sie in den mannigfachen Prüfungen nicht mehr Härte des Charakters und Energie erwirbt. Im Anfang scheint ihre Natur auch darauf angelegt zu sein, aber im zweiten Bande schlägt sie um. In der That, was soll auch aus dem Problem gemacht werden? Fanny Lewald sagt mit Recht, daß für ein Dienstmädchen eine zu große Schönheit nicht heilsam ist. Wo sie hinkommt, werden ihr Anträge gemacht, und die Zurückweisung derselben ruft Brutalitäten hervor. Zuletzt verliebt sie sich in ihren Brodherrn und Beschützer, einen jungen sehr edlen Officier, und anstatt sie nun schleunigst zu entfernen, was am nächsten liegen würde, wendet man äußerst künstliche Mittel an, die das Unheil, das man vermeiden wollte, nur noch schneller herbeiführen; zuletzt kommt alles um. — Wir verkennen die edle Absicht nicht, welche der Dichterin bei solchen Geschichten die Feder führt. Es ist ein ähnlicher philanthropischer Sinn, wie im Dunkel Tom. Aber der moralische Zweck muß durch den künstlerischen Eindruck getragen werden, und die Brutalitäten, die von einer solchen Lage unzertrennlich sind, können nur durch eins gut gemacht werden, durch die Kraft, mit der eine gesunde Natur sie überwindet; ist das nicht der Fall so geht das ästhetische Mitgefühl in ein peinliches pathologisches über und der künstlerische Zweck wird verfehlt.

Noch ein Buch müssen wir erwähnen, über das wir eine Zeit lang unschlüssig waren, das aber doch die allgemeine Aufmerksamkeit zu sehr auf sich ziehen wird, als daß wir es mit Stillschweigen übergehn könnten: die von Ludmilla Assing herausgegebenen Briefe Humboldts an Varnhagen (Leipzig, Brockhaus). Gott bewahre uns vor Nichten, die unsere Papierschmizel drucken lassen! Die Herausgabe dieser Briefe ist in der That ein

Ereigniß, aber ein in jeder Hinsicht beklagenswerthes; um so beklagenswerther, da man eigentlich doch nichts Neues daraus erfährt. Denn daß man in fürstlichen Kreisen den Bürgerlichen nur selten für voll nimmt, daß man beim Weggehn eines Bürgerlichen nicht selten ausruft: Gott sei Dank jetzt sind wir unter uns! daß bei Hofe grade so viel geklatscht wird wie anderwärts, daß Humboldt sich über manche einflußreiche Person in Ausdrücken auszusprechen pflegte, die nichts weniger als ehrerbietig waren, daß man ihn mit Bettelbriefen bombardirte und daß er in seiner großen Herzensgüte alle Briefe beantwortete — wer hätte das nicht gewußt! — Es kommt auch im gewöhnlichen Leben vor, daß man sich über Leute, mit denen man viel verkehrt, einem Dritten gegenüber viel unbefangener äußert, daß man ihre kleinen Schwächen hervorhebt u. s. w. Wer viel Briefe schreibt, thut das auch wohl brieflich. Barnhagen hat aber nicht bloß alle derartige Papierschnigel Humboldts aufbewahrt, sondern er hat auch jedes Wort, das ihm in vertrautem Gespräche entfiel, und das er nicht immer auf die Goldwaage legte, sorgfältig aufgezeichnet, und alle diese Aufzeichnungen, ja auch die Briefe noch lebender Personen hat die Herausgeberin drucken lassen! Es ist doch eine alte Sitte, daß man in solchen Fällen erst um Erlaubniß fragt, namentlich wenn es sich um hochgestellte Personen handelt, denen ihre Lage eine doppelte Rücksicht vorschreibt. — Auch der Ton dieses ganzen Briefwechsels erregt Mißbehagen. So hat sich einmal Humboldt für einen jungen Mann verwandt, der sich um die Stelle eines Privatsecretärs bei einem Fürsten bewirbt. Der junge Mann hätte, wie Barnhagen an Humboldt schreibt, gern den Weg über Berlin genommen, „schon um Ew. Excellenz den innigsten Ausdruck seiner unbegrenzten Dankbarkeit für so viel edles und menschenfreundliches Bemühen zu Füßen zu legen!“ — „Das dankbarste Gemüth erkennt dies mit innigster Durchdringung! diesen seinen Empfindungen schließen die meinigen sich eifrigst an, in diesem Falle wieder wie schon so oft in früheren Fällen! Mit heißesten Wünschen in treuester Verehrung und Anhänglichkeit unwandelbar Ew. Excellenz gehorsamster Barnhagen!“ Mit denselben heißesten Wünschen, mit derselben treuesten Verehrung und Anhänglichkeit unterzeichnet Barnhagen unwandelbar jeden Zettel; auch wenn weiter nichts darin steht, als daß der Schnupfen ihn am Ausgehen hindert. So spricht man mit Humboldt! mit einem der ersten unter Deutschlands wahren und echten Menschen — wie soll man denn an einen kleinen Menschen schreiben, den man braucht! — Es ist wahr, der Abstand zwischen Humboldt und Barnhagen war sehr groß, aber der zwischen Goethe und Eckermann war doch noch größer, und selbst dieser wendet nicht so asiatische Formen an. Wir wenden uns zu einigen erfreulicheren Seiten des Buchs. — Sehr schön spricht sich überall Humboldts Liebe für seinen Bruder Wilhelm aus, obgleich wieder die Mangellichkeit Bedenken erregt, mit

der Alexander jede Veröffentlichung des Lebens seines Bruders überwacht. Einige vortreffliche Bemerkungen über die Naturphilosophie, über Hegel u. s. w. finden sich in dem Buch, obgleich nicht zahlreich. Das beste sind einige Anekdoten, die wir hier mittheilen. — Auf die Frage des Generals Gerlach: Exzellenz gehn jetzt wohl recht oft in die Kirche? antwortete Humboldt: das jetzt ist ja sehr freundlich von Ihnen; Sie wollen mir dadurch den Weg anzeigen, auf dem ich meine Carriere machen könnte. — Ein andermal sprach man geringschätzig von den Fähigkeiten eines Prinzen. Das muß ich bestreiten, sagte Humboldt, der junge Prinz hat kürzlich mit mir gesprochen; er traf mich wartend im Zimmer seiner Mutter und fragte: wer sind Sie? — Ich heiße Humboldt. — Und was sind Sie? — Ich bin Kammerherr Sr. Maj. des Königs. — Weiter nichts? brach der Prinz kurz ab und wendete sich weiter; das zeigt doch unleugbar von Verstand!

Der Humor ist köstlich; aber — warum setzt sich Humboldt eigentlich in die Lage, solchen Humor anzuwenden? Es gibt gegenwärtig in England und Frankreich keinen Gelehrten von der Größe Humboldts; wenn es aber einen gäbe, so würde ihm schwerlich auf eine solche Frage solche Antwort eingefallen sein. Die Antwort war sehr liebenswürdig, der Humor sehr liebenswürdig; aber beides sehr — deutsch! — Leider.

J. S.

Czechische Tänze, Sagen und Volkslieder.

Es gab eine Zeit, wo ein zum Ueberschwänglichen gesteigertes Nationalgefühl allen Ernstes den Anlauf zu dem Beweis zu nehmen schien, daß im Lande Böhmen der Normalmensch wohne. Die Slawen waren nach den Wortführern dieser Bewegung das auserwählte Volk der Gegenwart, die herrschende Macht der Zukunft, ja sie hatten schon in der Vergangenheit die gesammte Welt zu Dank verpflichtet, und was von dem slawischen Genius im Allgemeinen galt, war insbesondere von den Kindern der großen Mutter Slawa zu rühmen, welche in den Stromgebieten der Moldau und Elbe wohnen. Die Czechen repräsentirten den Superlativ aller der lobenden Eigenschaftswörter, mit denen man die ganze Race charakterisirte. Man entwickelte, um dies zu erweisen, einen staunenswerthen Scharfsinn in der Aufhellung der Geschichte, und man erzielte, wie natürlich, staunenswerthe Erfolge. Die böhmische Klio machte Entdeckungen, vor denen die deutsche erröthend die Augen niederschlagen mußte, vor denen selbst die alten römischen Juristen sich von Rechts-